

- Moerenhout, Jacques Antoine (1837): *Voyages aux îles du Grand Océan, contenant des documents nouveaux sur la géographie physique et politique, la langue, la littérature, la religion, les mœurs, les usages et les coutumes de leurs habitant; et des considérations générales sur leur commerce, leur histoire et leur gouvernement, depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours.* 2 vls. Paris.
- Münzel, Mark (1986): *Indianische Oralkultur der Gegenwart.* In: Birgit Scharlau/Mark Münzel: *Qellqay. Mündliche Kultur und Schrifttradition bei Indianern Lateinamerikas.* Frankfurt, 157–258.
- Oliver, Douglas (1974): *Ancient Tahitian Society.* 3 vls. Honolulu.
- Rasles, Sébastien [1723] (1898): *Lettre à Monsieur Son Frère.* In: Reuben Thwaites (ed.): *The Jesuit Relations and Allied Documents. Travels and Explorations of the Jesuit Missionaries in New France 1610–1791.* Vol. 67. Cleveland, 132–229.
- Suttles, Wayne/A. Jonaitis (1990): *History of Research in Ethnology.* In: Wayne Suttles (ed.): *Handbook of North American Indians.* William Sturtevant. Vol. 7. Northwest Coast. Washington, 73–87.
- Vimont, Barthelemy [1645] (1898): *Relation de ce qui s'est passé en la Nouvelle France, és années 1644 & 1645.* In: Reuben Thwaites (ed.): *The Jesuit Relations and Allied Documents. Travels and Explorations of the Jesuit Missionaries in New France 1610–1791.* Vol. 27. Cleveland, 123–306.

*Christian Meyer, Bielefeld (Deutschland)*

## 69. Stil und Moral

1. Le style c'est ...
2. Matter and manner: Das Wie und das Was
3. Sprachkritik und Stilkritik
4. Kommunikative Ethik
5. Stilisierung
6. Literatur (in Auswahl)

### Abstract

*Starting with Buffon's "Le style c'est l'homme même" [der Stil ist der Mensch selbst] (Discours prononcé à l'Académie Française le 25 août 1753, cf. Pickford 1978, 23), there is a long tradition postulating the existence of a deep connection between style and morals. To establish a foundation for this connection, we first must relinquish the distinction between matter and manner and demonstrate that style is, indeed, a part of meaning. A second step is to scan so-called language criticism and filter out those aspects which are more or less associated with problems of morals. Our paramount aim is to develop and establish morals of communication based on Gricean maxims. Here, in a variety of disguises lies the central issue. We conclude by showing that style is not inherent in texts but constructed within communication. Hence, the communicating partners are responsible for the construction of style and moral conduct.*

## 1. Le style c'est ...

Es gibt eine lange abendländische Tradition, einen engen Zusammenhang zu sehen zwischen Stil und Person, den Stil, den jemand schreibt, als Teil seiner Person zu verstehen. „Le style c'est l'homme même.“ Dies ist die oft so zitierte Formulierung, die Buffon der Ansicht 1753 in seiner Antrittsrede vor der Académie Française gegeben hat:

[...] si les Ouvrages qui les contiennent ne roulent que sur de petits objets, s'ils sont écrits sans goût, sans noblesse & sans génie, ils périront, parce que les connoissances, les faits & les découvertes s'enlèvent aisément, se transportent, & gagnent même à être mises en oeuvre par des mains plus habiles. Ces choses sont hors de l'homme, le style est l'homme même [...] [... wenn die enthaltenen Werke nur mindere Gegenstände behandeln, wenn sie ohne Geschmack, Würde und Genie geschrieben sind, werden sie vergehen, weil die Erkenntnisse, Fakten und Entdeckungen sich verflüchtigen, sich übertragen und durch geschicktere Hände realisiert werden. Dies alles bleibt außerhalb, der Stil ist der Mensch selbst ...]

(Discours prononcé à l'Académie Française le 25 août 1753, cf. Pickford 1978, 23)

So kontextlos, wie der Ausspruch verwendet wird, lässt er allerdings Raum für Ausdeutungen und gestattet so den verschiedensten Ansätzen, ihn als Slogan oder Fahnenwort für sich zu reklamieren. Für Buffon ging es weniger um eine moralische Beurteilung als vielmehr ganz im Zuge der *clarté* um den Zusammenhang von klarem Denken und klarem Schreiben (der übrigens bis auf Horaz zurückgeht: „Scribendi recte sapere est et principium et fons“ [Gut schreiben können ist Anfang und Grund]; Horaz 1989, v. 309, cf. Beutin 1976, 18). Denn:

[...] bien écrire, c'est tout à la fois bien penser. [... gut schreiben heißt gut denken zugleich]  
(Pickford 1978, XV)

To Buffon, as we have seen, a pervasive, absolute clarity was the dominant factor. The impact of a style was identical with the impact of the writer's mind. Style was not a manner of arranging words, but a manner of thinking, a vision of things. (Fellows/Milliken 1972, 169)

Und es ging Buffon um das reflektierte Schreiben. Denn, so wird resümiert: „Spontaneity is always a vice“ (Fellows/Milliken 1972, 151). Die Idee, dass am Stil die Qualität des Denkens zu erkennen sei, ist hinwiederum alt. Wir finden sie schon bei Horaz und oft später, besonders pointiert ausgedrückt bei Schopenhauer:

Der Stil ist die Physiognomie des Geistes. [...] Fremden Stil nachahmen heißt eine Maske tragen.  
(Schopenhauer [1851] 1972, 281)

Dieser Gedanke findet sich also durchaus auch in kritischer Wende und später oft didaktisch gewendet, dass nämlich Stil nicht nur Ausdruck der Gedanken sei, sondern dass durch gutes Schreiben auch das Denken geschult werde.

Den Stil verbessern – das heisst den Gedanken verbessern, und gar Nichts weiter!  
(Nietzsche 1886, § 131)

Während es in der Buffon-Tradition darum ging, preisend die großen Könner und Geister zu ehren, könnte eine andere Tradition eher kritisch orientiert sein. Diese Tradition ist verbunden mit dem „Sprich, dass ich dich sehe!“, das Sokrates jeweils zu Neuanhänglingen gesagt haben soll. Hier wäre dann eher ein ganzheitlicher Aspekt im Blickfeld, da es ja nicht nur um Stil ginge. Allerdings wurde Sokrates' Spruch weitgehend trivialisiert und dient heute eher der Werbung für Sprecherziehung.

Gewöhnlich wird Buffon als Beginn einer radikalen Auffassung vom Individualstil, dem *idiotischen Stil* gesehen. So sah man im frühen 19. Jahrhundert im Stil einen direkten Abdruck des Individuums, sein sprachliches Spiegelbild. Für Hegel ist der Stil „überhaupt die Eigenthümlichkeit des Subjekts, welche sich in seiner Ausdrucksweise, der Art seiner Wendungen u. s. f. vollständig zu erkennen giebt“ (Hegel 1964, 394).

Selbstverständlich kann man unter den vielfältigen Buffon-Rezeptionen auch eine etablieren, die einen detaillierteren Zusammenhang des Stils mit einer Persönlichkeit herstellt. Eine solche Konzeption kann sich nicht begnügen mit rhetorisch orientierten Stilniveaus oder mit globalen Stilbeschreibungen wie emphatischer Stil, bürokratischer Stil, aggressiver Stil oder kooperativer Stil. Der Stil eines Menschen oder eines Textes ist eine detaillierte Ganzheit und kommunikativ wirksam:

„Style‘ refers to the meaningful deployment of language variation in written and spoken discourse, to the particular way that discourse is formed and structured and that is interpreted by recipients as socially and interactionally relevant. [...] In contrast to other kinds of language variations, such as dialects, sociolects, registers etc., styles are not conceived of as uni-directionally determined by extralinguistic and/ or contextual factors but as meaningful choices made in order to achieve particular effects or to suggest particular interpretations. (Selting 1999, 1)

Mit einer solchen Auffassung wird Stil als intentionales und verantwortliches Handeln auch moralisch beurteilbar. Stil ist nicht mehr Privatsache, vielmehr kann ein Autor für seinen Stil verantwortlich gemacht werden. Zugleich kommt über den kommunikativen Effekt auch der Rezipient in den Blick. Nicht mehr der Sprecher allein erzeugt den Stil, der Rezipient gewinnt einen wesentlichen Part.

Allerdings scheint der hier propagierte Stilbegriff doch etwas weit. Denn es gehört zur normalen Verwendung des Wortes *Stil*, dass damit etwas Typisches, vielleicht auch Wiederkehrendes gemeint ist. Stil basiert auf Distinktion und Betonung. Aus den unüberschaubar vielen Merkmalen der Rede eines Menschen oder auch nur *einer* Rede eines Menschen wird selektiv und ganzheitsorientiert etwas gemacht, was dann der Stil von X ist. Bestimmte Elemente werden hervorgehoben, dadurch treten andere in den Hintergrund. Da stellen sich vor allem zwei methodische Fragen:

- (1) Was wird selektiert und nach welchen Kriterien?
- (2) Wie kommt es zu der Ganzheit und ihrem ‚Label‘?

Selektiert wird nach dem Typischen. Was aber ist typisch für ein Individuum? Es sind in erster Linie Auffälligkeiten, die auf Frequenz basieren: infrequente oder überfrequente Wortverwendungen, neue Wortbildungen, syntaktische Strukturen usw. Dieses Kriterium mag intuitiv angewendet werden oder statistisch auf einer Datenbasis. Es scheint das

einzig verlässliche Kriterium. Alle anderen sind bereits Deutungen. Mit der Deutung wird ein Stil zu einer Ganzheit, sozusagen ein passendes stringentes Bild, eine kohärente Konstruktion.

Der persönliche Stil wird weitgehend als Sache des Individuums angesehen. Da er aber kommunikativ ist und in Kommunikation erzeugt wird, ist er öffentlich. Somit bleibt die Kreation des Stils auch Sache des Rezipienten und sogar des Analysierenden (Fiehler 1997, 348). Die Ganzheit ist immer ein Konstrukt. Und damit kommen auch die Konstrukteure in die moralische Verantwortung.

## 2. Matter and manner: Das Wie und das Was

Stil betrifft die Art und Weise, wie etwas ausgeführt oder gesagt wird. Mit dieser Bestimmung ist eine schwer haltbare Trennung eingeführt: das Etwas und der Stil. So wäre ein Schwimmstil die mehr oder weniger festgelegte Art und Weise, wie jemand schwimmt, ein Lebensstil, wie man lebt, ein Schreibstil, wie man schreibt. Und das Etwas? Beim Schwimmstil sollte es wohl das Schwimmen sein. Dies aber ist nur ein Oberbegriff. Kraulschwimmen ist ein spezifisches Schwimmen. Doch Kraulen ist tatsächlich etwas anderes als Delphin. Es gibt hier kein gleiches Etwas. Eine Art mag schneller, schwieriger, kraftaufwendiger sein als die andere. Wenn ich kraule, schwimme ich zwar, aber ich tue etwas anderes, als wenn ich brustschwimme. Ein anderes Was.

Stil basiert auf Alternativen, so eine gängige Ansicht, die schwer von der Hand zu weisen ist. Stilistische Eigenheiten wird man durch Darstellung alternativer Formulierungen sichtbar machen. Aber gewisse Folgerungen hieraus und Zuhilfenahmen sprachtheoretischer Grundsätze sind schwer haltbar: Der Stil eines Textes basiere darauf, dass man das Gleiche auf unterschiedliche Weise ausdrücken könne und der Autor eben diese oder jene Alternative gewählt habe. Dies bestimme seinen Stil. Stil ist demnach das Resultat der Auswahl aus synonymen Sprachmitteln (Enkvist 1973). Diese Räsonnements verstecken sich unterschiedlich. Sie kommen in anderer Formulierung auch in der Idee daher, sprachliche Formulierung sei das *Kleid des Gedanken*, die wohl zurückgeht auf Quintilian und in der Geschichte immer wieder aufgegriffen wird. So auch beim noch fundamentalistischen Wittgenstein, der meinte, „dass man nach der äußeren Form des Kleides nicht auf die Form des bekleideten Gedanken schließen kann“ (Wittgenstein 1969, 4.002). Und letztlich ist es schwer hinterfragbares Alltagswissen, dass man das Gleiche auf unterschiedliche Art und Weise sagen könne: schroff oder höflich, gewählt oder vulgär usw. Bally (1951) etwa setzt das Wie mit der expressiven oder affektiven Komponente einer Äußerung gleich:

Die ‚Ausdruckskraft‘ umfasst für den Stilforscher eine ganze Reihe von sprachlichen Merkmalen, die eins gemeinsam haben: Sie haben keinen direkten Einfluss auf die Bedeutung einer Äußerung, auf die eigentliche Information, die sie vermittelt. Alles, was über die bloße Verweisungs- und Mitteilungsfunktion der Sprache hinausgeht, gehört zum Bereich der Ausdruckskraft: Gefühlsbeiklang, Betonung, Rhythmus, Symmetrie, Wohlklang wie auch die Stilfärbung [the so-called ‚evocative‘ elements], die an eine bestimmte Stilebene (gewählt, umgangssprachlich, ordinär usw.) oder an ein bestimmtes Milieu (historisch, ausländisch, provinziell, fachlich usw.) denken lässt. (Ullmann 1972, 114)

Ähnliche Ansichten finden wir auch in sprachphilosophischen Arbeiten. So unterscheidet Alston in „what is said“ und „how it is said“ (Alston 1964, 48) und entsprechend verschiedene Aspekte der Bedeutung: die *cognitive meaning* und die *emotive meaning*, die vor allem mit der Haltung des Sprechers zu tun habe (Alston 1964, 47). Das wird allerdings schon lange mit Skepsis gesehen:

[...] the more we reflect on it the more doubtful it becomes how far we can talk about different ways of saying; is not each different way of saying in fact the saying of a different thing? (Hough 1969, 4)

Nach der heute weithin akzeptierten Gebrauchstheorie der Bedeutung sind solche scheidenden Annahmen schwer haltbar.

A word has a meaning, more or less vague; but the meaning is only to be discovered by observing its use: the use comes first, and the meaning is distilled of it. (Russell 1986, 290)

Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache. (Wittgenstein 1969, § 43)

Sprache und Kommunikation werden hier nicht mehr nach dem ontologisierenden Schlichtmodell vorgegebener Dinge und Gedanken gesehen, die sprachlich etikettiert werden und kommunikativ transportiert. Vielmehr wird von einer realitätskonstituierenden Potenz der Sprache ausgegangen, nach der wir die Welt kommunikativ strukturieren und so in gewissem Sinn erzeugen. Damit sind natürlich auch kritische Verfahren obsolet, die darauf abheben, irgendwelche sprachlichen Formulierungen stellen die Wirklichkeit nicht adäquat dar oder man selbst kenne die Wahrheit, der Kritisierte eben nicht. Synonyme Ausdrucksweisen gibt es nicht. Das ergibt sich nicht erst aus der Gebrauchstheorie. Schon Bloomfield meinte: „[...] there are no actual synonyms [...] It is a well-tried hypothesis of linguistics that formally different utterances always differ in meaning“ (Bloomfield 1933, 145). Und in der logischen Semantik wurde gezeigt, dass sich zwei beliebige Konzepte selbst in einer rein extensionalen Analyse in ihrer Bedeutung unterscheiden (Goodman 1949).

Vorgängige Differenzierungen in Aspekte der Bedeutung sind schwer zu rechtfertigen. Eine Unterscheidung in *eigentliche Information* und *der Rest* ist nicht haltbar. Der Gebrauch eines Wortes umfasst alle Nuancen bis hin zu Wortspielen, Assoziationen, Emotionalem und metasprachlichen Verwendungen. „Style is a part of meaning“ (Hough 1969, 8). Eine andere verbreitete und stillschweigende Grundannahme vieler Stilistiken ist, Sprache sei ein Medium. So wird dann oft unterschieden nach der Logik der Sache einerseits und der Logik der Sprache andererseits und öfter wird die Sachlogik auch als Beurteilungsmaßstab des Stils angeführt. Schlechter Stil sei Inadäquatheit von Sprache und Sache oder aber lasse die Sache schlecht erscheinen (Arntzen 1964, 100). Diese Ansicht ist zwar weit verbreitet, aber nach vielen Sprachtheorien so nicht haltbar (Rorty 1989; Bickes 1995). „[...] wenn davon ausgegangen wird, dass sich der Sachverhalt durch die Art und Weise, wie über ihn gesprochen wird, als bestimmter Sachverhalt konstituiert, dann ist es nicht nur eine ‚stilistische Alternative‘, wie man über ihn spricht, sondern dann ist es eine Frage nach dem Sachverhalt selbst“ (Saße 1977, 108). Die Orientierung an der Sache würde der moralischen Beurteilung im Übrigen einiges von ihrer Brisanz nehmen.

Für eine moralische Betrachtung taugt eher ein ganzheitlicher Ansatz, der wie Flaubert (1980, 31) den Stil als etwas Konstitutives ansieht: „Le style étant à lui seul une manière absolue de voir les choses.“ [Der Stil ist in sich selbst eine absolute Weise, die Dinge zu sehen] So wird die Unterscheidung von Was und Wie obsolet:

Stil umfasst gewisse charakteristische Züge sowohl dessen, was gesagt wird, als auch die Art, wie es gesagt wird. (Goodman 1984, 42)

Aber auch hier gilt wie schon in der ersten Definition:

Zu sagen, Stil sei eine Sache des Sujets, ist [...] ungenau und irreführend. Vielmehr zählen nur *einige* Merkmale des Gesagten zu den Aspekten des Stils; nur gewisse charakterisierende Unterschiede in dem, was gesagt wird, machen Unterschiede im Stil aus. (Goodman 1984, 42)

### 3. Sprachkritik und Stilkritik

Eine Voraussetzung für die Betrachtung des Stils unter moralischem Gesichtspunkt ist der kritische Umgang mit sprachlichen Äußerungen. Sprachkritik pauschal gesehen hat eine lange Tradition. Sie ist verbunden mit Namen wie Leibniz, Schopenhauer, Jochmann, Nietzsche, Mauthner, Kraus und vielen anderen, die in eine Geschichte der Sprachkritik gehören (eine Auflistung von Kandidaten in Cherubim 1983, 180; eine historische Darstellung in Beutin 1976, Kap II; eine Dokumentation einschlägiger Texte in Dieckmann 1989).

In dieser Tradition wurde lange nicht differenziert, ob man tatsächlich eine Sprache, ‚die systematische Irreführung durch eine Sprache‘ kritisieren wollte (was im Grunde gar nicht geht) oder ob es um einzelne Äußerungen und um die äußernde Person gehen sollte. In diesem Sinn sind Typen der Sprachverführung, die Kainz in seiner wenig rezipierten Tafel zusammenstellt, auch ambivalent: Wortrealismus, unangemessene Zusammengriffe, Synonymik, Polysemie, Metaphorik, *Idola fori*, Leerformeln, Glossomorphien, Wortlösungen, Verführung durch Allusionen und Assoziationen, euphemistische Tendenzen, Maskierung von Un- und Widersinn (Kainz 1972, 20). Das Wort *Sprache* wird umgangssprachlich vage verwendet, so dass in theoretischer Betrachtung eine genauere Differenzierung nötig wird. Und so entpuppt sich, was unter einem Etikett gehandelt wird, als bunte Palette recht verschiedener Ansätze und Tätigkeiten. Genauere und

	realisiert	potentiell	institutionell	
		funktional		
individuell	SPRACH- VERWENDUNG	SPRACH- KOMPETENZ	deskriptiv	präskriptiv
sozial	SPRACH- VERKEHR	SPRACH- SYSTEM	SPRACH- BRAUCH	SPRACH- NORM

Abb. 69.1.

theoretisch begründete Unterscheidungen hat v. Polenz eingeführt (v. Polenz 1973; auch Beutin 1976, 14).

- Kritik von Sprachverwendungen befasst sich mit sprachlichen Realisierungen von Individuen in bestimmten Situationen, etwa in Sprachlehre oder Stillehre.
- Kritik des Sprachverkehrs befasst sich mit Sprachverwendungen einer bestimmten Gruppe, auch mit Jargon.
- Kritik von Sprachkompetenzen befasst sich mit der Kompetenz, mit den Fähigkeiten einer Person.
- Kritik des Sprachsystems wird zweigeteilt in Kritik der generellen sprachlichen Anlagen und Möglichkeiten des Menschen und der Kritik einer spezifischen Sprache.
- Kritik des Sprachbrauchs soll sich mit dem sozusagen üblichen oder normalen Gebrauch des abstrakten Sprachsystems befassen.
- Kritik von Sprachnormen behandelt präskriptive Phänomene, gesetzte Sprachnormen also, und unterzieht sie einer kritischen Analyse mit dem Ziel, ungerechtfertigte Sprachnormensetzung als solche zu erweisen.

Von Stilkritik sollten wir demnach nur sprechen, wenn es um den Bereich des Individuellen geht, also um Sprachverwendung und Sprachkompetenz. Stilkritik ist bezogen auf die etische Ebene, im Gegensatz zu einer Sprachkritik, die sich auf die emische Ebene bezieht. Außerdem geht es in diesem Zusammenhang nicht um jene Ansätze, die rein sprachimmanent kritisieren, nach irgendwelchen sprachlichen Normen oder mit dem Ziel einer Verbesserung der stilistischen Fähigkeiten. Als ein Muster für eine Kritik mit externer Zielsetzung kann die Sprachkritik oder besser Stilkritik von Karl Kraus gesehen werden, die beispielhaft in seinen Aufsätzen zur Sprachlehre festgehalten ist. Kraus hat seine Stilkritik stets unter moralischem Gesichtspunkt präsentiert. Er propagiert keine Ziele, seine Methode besteht vielmehr in der Vorführung der stilkritischen Tätigkeit, sozusagen exemplarisch als geistige Übung für andere. Sie wirkt damit eher aphoristisch und unsystematisch, bisweilen satirisch. Sein Fokus lag vor allem auf der Presse und hier besonders auf den Phrasen mit dem Ziel einer „Trockenlegung des weiten Phrasensumpfes“ (Kraus in: Die Fackel Band 1, Heft 1, 2). In Phrasen erkennen wir besonders deutlich das Missverhältnis zwischen Sein und Schein. Die Entschleierung der Phrase sollte der medialen Verschleierung entgegenstehen. Hier ging Kraus weit:

Wenn die Menschheit keine Phrasen hätte, brauchte sie keine Waffen. (Kraus 1921, 227)

Selbstverständlich war Kraus überzeugt, dass es hier nicht um äußerliche sprachliche Angelegenheiten ging: „Sprechen und Denken sind eins“ (Kraus in: Die Fackel Band 9, Heft 136, 23). Ihm ging es um den Schwachsinn der Gedankenführung und um die Lumperei der Gesinnung. Stilistische Vorzüge sah er als Maßstab ethischer Werte. Kraus wird als Moralist angesehen und er war einer:

Alle Vorzüge einer Sprache wurzeln in der Moral. Sie wird deutlich, wenn der Sprecher wahrhaftig sein will, klar, wenn er mit Wohlwollen und dem Wunsche spricht, verstanden zu werden, kraftvoll, wenn er ernst ist, anmutig, wenn er Sinn für Rhythmus und Ordnung besitzt. (Kraus 1921, 246)

Der Kraus'sche Ansatz ist kritikwürdig in zweierlei Hinsicht:

- (1) Sprachliche Analyse und Stilkritik haben das Ziel zu ermitteln, sie suchen das Verräterische im Sprachgebrauch von Individuen, um etwas über sie herauszubekommen, was die Individuen vielleicht gar nicht sagen wollten. Der Ansatz ähnelt einem weit verbreiteten Schnüffel-Interesse an nonverbaler Kommunikation. Somit kann dieser Ansatz nicht als echt kommunikativ gelten.
- (2) Gesucht werden in diesem Ansatz sprachliche Schlampereien, Schludereien, Fehler und dergleichen. Unfähigkeit ist allerdings moralisch nicht verwerflich. So wird denn auch der Zusammenhang von Stil und Moral nur postuliert und nicht weiter begründet. Insofern wirken die Kraus'schen Moralurteile oft überzogen. Moralisch verantwortlich ist jemand nur, wenn er anders gekonnt hätte. Kommunikativ verantwortlich ist man nur für das, was man sagen wollte, und vielleicht noch für das, was man gesagt hat.

Wenn zum Stil nur gehören soll, was willentlich und bewusst zum Ausdruck gebracht wird (Bally 1951, 19), so wären hierfür anwendbare Kriterien zu entwickeln. Für eine moralisch orientierte Stilkritik ist es unerlässlich, zu unterscheiden zwischen dem, was nur zum Ausdruck kommt, und dem, was sozusagen intentional zum Ausdruck gebracht wird (Keller 1977). Diese Unterscheidung muss jeder moralischen Beurteilung zugrunde gelegt werden. Denn nur, was intentional zum Ausdruck gebracht wird, unterliegt moralischem Urteil. Soll, was zum Ausdruck kommt, beurteilt werden, so muss man verlangen, dass Sprecher den entsprechenden Grad von Bewusstheit und Reflexion erfüllen. Das dürfte in beliebiger Tiefe eine unbillige Forderung sein. Wir alle folgen zum Beispiel Moden, ohne uns dessen so recht bewusst zu sein. Wir alle pflegen einen zeitbedingten Sprachgebrauch sozusagen als *Default*, auf dem wir unsere bewussten Stilisierungen aufbauen.

Üblich ist in der Stilkritik die Kritik an der Verwendung bestimmter Wörter. So natürlich die puristische Inkriminierung sog. Fremdwörter, aber auch von Wörtern aus bestimmten Gruppensprachen oder Kritik an bestimmten Verwendungen solcher Wörter, die dann gern als *unmenschlich* oder *böse* gebrandmarkt werden. Die diversen Wörterbücher des *Unmenschen* oder *Gutmensch-Unmenschen* (Sternberger/Storz/Süskind 1970; Jogschies 1987) gerieren sich moralisch, sind aber letztlich selbst problematisch. Besonders wenn versucht wird, solche Wörter zu einer Art Schibboleth zu machen, an dem man gleich die Zugehörigkeit und die Unmenschlichkeit des Sprechers erkenne.

Eine ergiebige Spielwiese sind Euphemismen wie *freisetzen*, *Reichskristallnacht*, *Sonderbehandlung*, *Nachrüstung*, *Preisauftrieb*, *Nullwachstum*, *der Krieg bricht aus*.

Hier wird ein Zusammenhang mit Täuschung hergestellt, da wäre eine Art von moralischem Urteil wohl möglich. Allerdings sind solche Kritiker meist einer Fehlanalyse aufgesessen. Sie gehen offenbar von der essentialistischen These aus, etwas sei sozusagen so und nicht anders zu benennen, ein Sachverhalt so und nicht anders zu formulieren. Sie haben nicht gesehen, dass es sich um eine vielleicht berechnete, jedenfalls erhellende Sicht der Dinge handelt und dass entscheidend immer das Verständnis des Kommunikationspartners ist. Sollte er der Täuschung tatsächlich aufsitzen, wäre Kritik, eher aber Aufklärung, angebracht. Für Aufgeklärte könnte man geltend machen, was Sternberger über das Reden der Nazis bemerkte:



Diese verarmte Sprache der rasselnden Aktivität, der Sprache des Erfassens, Einsetzens, Betreuens und Durchführens, der totalen Behandlung und auch der Sonderbehandlung drückte in der Tat ganz haargenau das aus, was sie ausdrücken sollte.

(Sternberger/Storz/Süskind 1970, 207).

Ein Fall des *Sprich-dass-ich-dich-sehe*. Dies gilt analog auch für die erklärten Kakophemismen der *Political Correctness*. Zum allgemeinen Problem werden solche Euphemismen und Kakophemismen erst, wenn sie ohne Weiteres übernommen, zwangsweise etabliert werden und so vielleicht langsam Realität konstituieren. Dies aber wird in der Regel nicht gezeigt, und zwar weder, was Realität ist, noch, wie Wörter sie bewirken sollten.

Im Rahmen der Sprach- oder Stilkritik werden außer bestimmten Äußerungen oder der Verwendung bestimmter Wörter auch wiederkehrende sprachliche Verfahrensweisen kritisiert. Ein Exempel hierfür ist die Agensverschweigung. Dazu eine Darstellung von Beutin (1976, 110). Hier sehen wir, wie der Urheber einer Aktion ins Dunkel getaucht bleiben kann, in einer Zeitungsüberschrift mit Subjektschub:

*Erhöhen sich die Krankenhaussätze schon wieder?* Das Verbum *erhöhen* trete transitiv auf und reflexiv. Wenn reflexiv, dann jedoch nur zur Bezeichnung der Aktivität eines Menschen. In der Ausblendung des Urhebers liege Methode, wie andere Formen erweisen: *Sie sollen um rund 10 Prozent steigen*. Erst später die Erwähnung des Verantwortlichen: *Der Senat muss den Plänen der Gesundheitsbehörde noch seine Zustimmung geben*. Aber selbst hier werde die Verantwortung vornehmlich noch den Plänen zuerkannt, während wiederum die für diese Verantwortlichen zurückgenommen im Genitiv erwähnt sind und der nächst der Gesundheitsbehörde Verantwortliche lediglich deren Plänen seine Zustimmung gebe. In der Tat sei es vor allem die Sprache der Politik, worin die fraglichen Manipulationen im Übermaß gedeihen. Aus Willy Brandts Regierungserklärung (1973):

### Subjektauslassung

Im Zusammenhang mit dem Haushalt 1973 wird über manche Einzelheit unserer Politik im Innern zu sprechen sein.

### Täterverschweigung

Im Nahen Osten [...] schleppt sich noch immer ein Konflikt fort.

### Subjektschub

Das Werk der europäischen Einigung kann sich nur durch freundschaftliche Verbundenheit der beteiligten Völker vollziehen.

### Abstraktion

Das Recht auf Geborgenheit und das Recht, frei atmen zu können, muss sich gegen die Maßlosigkeit der technischen Entwicklung behaupten.

Die Regelung der staatlichen Beziehungen muss bei der Lösung der menschlichen Probleme helfen, die [...]. (Brandt 1973)

Weitere Exempel wären die overte Generalisierung, die zur Stereotypisierung führt, eine Metaphorik, die über ein gängiges metaphorisches Modell über Menschen wie Tiere spricht: *Ratten und Schmeißfliegen*.

All dies ist nicht so glatt als moralisches Problem zu sehen. Diese Konzepte leiden daran, dass man ja davon ausgehen kann, dass die entsprechenden Verfahren in der Sprache vorgesehen sind, also wohl funktional sind. In der realen Kommunikation ist immer der Partner dabei und alles hängt davon ab, wie er die Äußerungen versteht und wertet. Wie weit er zum Komplizen wird, daran teilhat als Rezipient und dann als Sprecher, muss stets begründet werden. Ein Maßstab der Beurteilung, der Verurteilung gar kann erst im Ansatz der kommunikativen Ethik gegeben werden.

#### 4. Kommunikative Ethik

Ohne das Verhältnis von allgemeiner Moral und kommunikativer Moral näher zu behandeln, wird man davon ausgehen dürfen, dass sich aus den obersten moralischen Prinzipien auch solche für die Kommunikation ableiten lassen. So:

*Du darfst alles sagen, es sei denn ...  
Man darf alles sagen, es sei denn ...*

Dieses Recht wurde formalisiert in der Meinungsfreiheit und die Pünktchen beschäftigen das Verfassungsgericht seit Bestehen der Bundesrepublik.

Neben solchen Rechten sollte es aber auch Pflichten geben:

*Du musst es sagen, wenn ...*

Diese moralische Forderung wurde zum Beispiel als sog. Parzivalmaxime formuliert (Heringer 1989) und für die öffentliche Kommunikation ausbuchstabiert (Heringer 1990a).

Eine frühe Fassung einer kommunikativen Ethik in verbis finden wir in Bülow 1972. Sie vertritt zusammengefasst die folgende Konzeption:

Die kommunikationsgerechte Handhabung der sprachlichen Mittel und die Einübung kommunikativer Verhaltensweisen begründen eine kommunikative Ethik, deren Sinn es ist, die Fähigkeit des Menschen zur sinnvollen Rede verantwortungsbewusst und zweckgerichtet zu strukturieren. (Bülow 1972, 16)

Die kommunikative Ethik sieht sich also vor einer doppelten Fragestellung. Sie fragt einmal nach bestimmten *Werten*, für deren Realisierung sie Maßstäbe entwickeln soll, und fragt darüber hinaus nach bestimmten Verhaltensnormen [...], auf die die Realisierung dieser Werte angewiesen ist. Diese Verhaltensnormen nennt die traditionelle Ethik ‚Tugenden‘. (Bülow 1972, 33)

In diesem Sinne wird die kommunikative Ethik zur ‚Tugendlehre‘ für den Umgang mit der Sprache. (Bülow 1972, 35)

Die moralische Verantwortung kommt dadurch zustande, „dass der Mensch in seiner Freiheit einfach seine Tugenden wählt und in diesem Sinn dann für seine Wahl verantwortlich ist“ (Bülow 1972, 36). Außerdem folgert Bülow die folgenden Grundsätze, die sich an die sprechenden Individuen richten (Bülow 1972, 42):

Grundsatz 1: Es ist Pflicht jedes Kommunikationspartners, sich die sprachlichen und kommunikativen Mittel möglichst vollkommen anzueignen und die Wahrhaftigkeit ihres Einsatzes im Kommunikationsprozess zum Zwecke der eigenen Wahrhaftigkeit zu gewährleisten.

Grundsatz 2: Der Einsatz sprachlicher und kommunikativer Mittel steht unter dem Gebot der Achtung des Kommunikationspartners, die als ein Grundrecht gegenseitiger Gewährleistung bedarf.

Hier haben wir es mit einer Form der Werteethik zu tun, die letztlich nicht moralisch begründbar ist. Denn schließlich gibt es keinen Maßstab dafür, welche Tugenden ein Individuum wählen soll. Gefordert wäre eine formale Moral, die sich aus der jeweiligen Tätigkeit selbst ergibt, die also diese Tätigkeit begründet.

Der Allgemeinheitsgrad von Geboten bzw. Maximen, die das Prädikat *ethisch* verdienen, muss sich mehr oder weniger messen lassen an der Universalität, die für den Kantischen kategorischen Imperativ („Handle so, dass die *Maxime* deines Handelns ein allgemeines Gesetz wird.“) in Anspruch genommen werden kann. (Wimmer 1990, 135)

Eine solche kommunikative Ethik wurde auf den sog. Griceschen Maximen gegründet. (Heringer 1990a; Wimmer 1990)

Grice (1975) geht davon aus, dass Kommunikation ein kooperatives Unterfangen ist, bei dem es dem Sprecher darum geht, verstanden zu werden, und dem Partner darum, ihn zu verstehen. Sind diese Bedingungen nicht erfüllt, kommt keine Kommunikation zu Stande. Das Prinzip besagt nicht, dass die Kommunikationspartner über dieses Minimum hinaus kooperieren müssten. In Anlehnung an Kant formuliert Grice das Kooperationsprinzip in vier Maximen aus, die eigentlich keine Forderungen oder gar Normen sind, sondern für jeden einzelnen Kommunikationsteilnehmer gelten, insofern sie die Grundlage menschlicher Kommunikation bilden. Die Maximen greifen reziprok. Darum hat ein Sprecher kaum Chancen, die Maximen zu verletzen, weil der Partner davon ausgeht, dass er sich daran hält, und entsprechend seine Deutung ändert, so dass der Sprecher letztlich nicht oder nicht richtig verstanden würde und somit sich selbst schadet.

- Maximen der Quantität:
  - (1) Make your contribution as informative as is required (for the current purposes of the exchange).
  - (2) Do not make your contribution more informative than is required.
- Maximen der Qualität:
 

Supermaxime: Try to make your contribution one that is true.

  - (1) Do not say what you believe to be false.
  - (2) Do not say that for which you lack adequate evidence.
- Maxime der Relation:
 

Supermaxime: Be relevant.

Make your contribution relevant to the aims of the ongoing conversation.
- Maximen der Art und Weise:
 

Supermaxime: Be perspicuous.

  - (1) Avoid obscurity of expression.
  - (2) Avoid ambiguity.
  - (3) Be brief (avoid unnecessary prolixity).
  - (4) Be orderly.

Zur Vertiefung wurden folgende Anschlussfragen formuliert (Wimmer 1990, 138):

Informativität:

- Worum geht es in der Kommunikation?
- Was ist der Gegenstand eines Textes, eines Gesprächs?
- Warum sagt oder schreibt jemand dies oder jenes?
- Ist das, was geäußert wird, angemessen?
- Welche Relevanz hat das Geäußerte?

Usw.

Verständlichkeit:

- Ist eine Äußerung adressatenorientiert und -angemessen?
- Ist die Sprache verständlich?
- Sind die Äußerungsformen dem Verstehen förderlich?
- Ist die Wortwahl angemessen?

Usw.

Wahrhaftigkeit:

- Meint der Sprecher/Autor, was er sagt/schreibt?
- Wie sind die Formen uneigentlichen Redens aufzufassen?
- Gibt es Anzeichen dafür, dass der Sprecher es nicht ernst meint?
- Stimmen Reden und Handeln überein?

Usw.

Eine so begründete Moral würde sich nicht auf irgendwelche äußeren Werte stützen, sondern ganz im Sinne Kants ihre Begründung abstrakt aus dem Sinn des Handelns oder Kommunizierens gewinnen. Verstöße gegen die Maximen wären dann wahrhaft unmoralisch und würden das gesamte Unternehmen der Kommunikation in Frage stellen. Allerdings verhalten sich die Maximen in diesem Sinn unterschiedlich. Gegen die meisten Maximen kann aus erwähnten Gründen schwerlich verstoßen werden. Hingegen sind Verstöße gegen die Qualitätsmaxime frequent. Vor Zeiten schon wurde die Lüge als moralisch verwerflich markiert. Aber: „Das Lügen ist ein Sprachspiel, das gelernt sein will, wie jedes andere“ (Wittgenstein 1969, § 249) und so haben Menschen eine ganze Typologie von Lügen entwickelt (Heringer 1990b). Scheinbare Verstöße gegen die übrigen Maximen sind moralisch nur bedenklich, soweit sie gegen die Qualitätsmaxime verstoßen. Dunkles, vages und prolixes Sprechen ist nur problematisch, soweit es der Täuschung dient und den Rezipienten tatsächlich täuscht.

Für die Zwecke der kommunikativen Ethik scheint eine Unterscheidung wichtig nach der Stärke in drei Arten der Lüge (Falkenberg 1982):

(A) Starke und schwache Lüge

Zentral ist die starke Lüge, in der A behauptet, dass p, und dabei glaubt, dass nicht p. Eine schwache Lüge hingegen liegt vor, wenn A weder glaubt, dass p, noch glaubt, dass nicht p. Man spricht hier auch von *blinden Behauptungen*.

(B) Direkte und indirekte Lüge

A sagt die Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit. Er legt etwas nur nahe oder er impliziert etwas (Grice 1975), lügt mit der Wahrheit. Das wäre eine indirekte Lüge.

A lügt indirekt

gdw (a) A behauptet, dass p, und impliziert damit, dass q.

(b) A glaubt, dass nicht q.

Für die indirekte Lüge ist also nicht mehr das ausschlaggebend, was im strengen Sinn behauptet wurde, sondern was nahe gelegt oder angedeutet wurde.

(C) Harte und weiche Lüge

Man kann auf der Seite der Glaubenseinstellungen eine Skala ansetzen, die von felsenfester Überzeugung bis zur vagen Vermutung reicht. Demnach könnte man sagen, dass A umso stärker gelogen hat, je stärker seine Glaubenseinstellung war, dass nicht p. Die Frage ist allerdings, wie die Stärke von Glaubenseinstellungen bestimmt werden kann.

In diesem Zusammenhang kommen nun auch die anderen Maximen ins Spiel und können im moralischen Urteil greifen.

So wird die phrasenhafte wie die vage Rede vordergründig ein Verstoß gegen die Maxime der Art und Weise sein. Allerdings ist Vagheit nichts unbedingt Schlechtes und einen Maßstab der *perspicuity* gibt es auch nicht. Ähnliches gilt für die agenslose und generalisierende Rede. Alles wird kommunikativ ausgetragen und der Partner wird ja wohl verstehen, was vage gesagt wird, und zwar als vage gesagt. Kritisiertbar wird phrasenhafte oder vage Rede erst auf dem Hintergrund der Qualitätsmaxime, auf die letztlich jede moralische Kritik bezogen ist.

Une chose des plus embarrassantes qui s'y trouve est d'éviter le mensonge, et surtout quand on voudrait bien faire accroire une chose fausse. C'est à quoi sert admirablement notre doctrine des équivoques, par laquelle il est permis d'user de termes ambigus en les faisant entendre en un autre sens qu'on ne les entend soi-même [...] – Comment, mon père, et n'est-ce pas là un mensonge, et même un parjure? [Ganz schwierig ist es, die Lüge zu vermeiden, vor allem wenn man jemanden von Unwahrheiten überzeugen will. Dazu eignet sich wunderbar die Lehre der Zweideutigkeiten, nach der erlaubt ist, zweideutige Wörter zu verwenden und mit ihnen ein anderes Verständnis zu suggerieren als man sie selbst versteht. – Ja und, mein Vater, ist das keine Lüge, ein Meineid gar?] (Pascal 1965, 164)

Darum ist auch die öffentlich vertretene Forderung, die Politik müsse vage formulieren, um mehr Wähler zu erreichen und zu überzeugen (Bergsdorf 1985), ein moralischer Skandal. Die Maximen unterliegen nicht irgendwie strategischen Überlegungen.

Ein häufig anzutreffendes fundamentales Missverständnis bezüglich des theoretischen Status der Grice'schen Maximen liegt darin, dass man – vereinfacht gesagt – meint, hier handele es sich um die Formulierung einiger Kommunikationsregeln, die aus der alltäglichen Gesprächserfahrung abgezogen sind und die mehr taktischen oder auch strategischen Sinn im Bezug auf bestimmte Kommunikationssituationen haben. (Wimmer 1990, 140)

Man könnte auf die Idee kommen, dass die Grice'schen Maximen lediglich zu dem Ziel und Zweck gemacht sind, bestimmte Schwächen und Defekte in der alltäglichen Kommunikation anzusprechen und mit möglichen Ratschlägen zu behandeln. (Wimmer 1990, 141)

Ratschläge und Normen haben keinen Bestand. Sie sind selbst Opfer der moralischen Kritik. Dies gilt auch für die Forderungen der *Political Correctness*, die in die kommunikativen Rechte des Individuums eingreifen. Wie ich Indianer, Neger und Zigeuner bezeichne, wie ich über Frauen und Männer rede, ob ich Personenbezeichnungen generisch verwende oder mich als Meister der Movierung zeige, ist erst einmal meine Sache, was ich dadurch ausdrücke oder zu erkennen gebe, eine andere. Die *Political Correctness*

würde von mir verlangen, dass ich eine Haltung zum Ausdruck bringen soll, die ich nicht habe. Sie würde mich zum Heucheln verführen oder auffordern.

Eine stilkritisch orientierte Moral wird weder Vorschriften noch Ratschläge erteilen. Sie respektiert die Stileigenheiten einer Person, lässt insofern alles, wie es ist. Aber sie urteilt moralisch. Dazu wird es notwendig, in präziser Analyse die stilistischen Eigenheiten zu verfolgen und innere Unstimmigkeiten, Inkohärenzen und Inkonsistenzen zu erkennen.

Ein Beispiel aus einer Polemik gegen die Studenten 1970, in der Inkohärenz entdeckt wurde:

„Erstaunlicherweise leben sie aber ohne jedes Geschichtsbewusstsein – zumindest ohne ein Geschichtsbewusstsein, in dem Begriffe wie Volk, Vaterland oder Nation nicht nur einen abstrakt-logischen, sondern auch einen emotionalen Wert haben, ohne den kein Volk existieren kann.“ Das Adverb ‚zumindest‘ indiziert eine Einschränkung, die den Hauptsatz als ganzen widerlegt, der jegliche Einschränkung geradezu verbot („ohne jedes“). Resultat: Selbstdementierung der Falschaussage ‚ohne jedes Geschichtsbewusstsein‘; Einsicht, dass die Studenten nur ein bestimmtes gewünschtes nicht hatten. (Beutin 1976, 106)

Diffiziler scheint der folgende Ausschnitt aus einer Weihnachtsansprache eines Bundespräsidenten. Er soll Empathie zum Ausdruck bringen mit den Einsamen im Fest:

Ein 43jähriger Mann ist schon lange arbeitslos. Er schreibt mir, er leide am meisten unter der Teilnahmslosigkeit, ja Gefühlskälte um ihn herum. Er verstecke sich vor anderen Menschen, weil sie sich von seinen Sorgen belästigt fühlten und ihre eigenen für viel wichtiger hielten. (Bulletin der Bundesregierung 177, 1565)

Der unpassende Konjunktiv mag auf stilistischer Unfähigkeit beruhen, die Journalistenlehre befolgt, man kann ihn aber auch als Indiz werten dafür, dass die Empathie nur ausgestellt wird. Heuchelei oder Unfähigkeit?

Gegenstand des kritischen Urteils ist nicht die äußere Form einer Äußerung, sondern ihr Sinn. Der Sinn aber ist stets latent. Wenn man realisiert, dass in Kommunikation nicht nach dem Transportmodell Information vom Sprecher zum Hörer gelangt, sondern dass vielmehr der Sprecher nur Laute äußert und der Sinn beim Rezipienten entsteht, kommt auch der Rezipient in den Blick. Man erkennt, dass er eine gewisse Verantwortung für sein Verständnis hat. Insbesondere sollte er nach dem Kooperationsprinzip ein gutwilliges Verstehen erproben. Öffentliche Heuchelei wie im Fall Jenninger ist moralisch schwerlich zu akzeptieren (Bucher 1990; Heringer 1990a; v. Polenz 1989): Jenninger hatte im Bundestag die Gedenkrede zur Pogromnacht 1933 gehalten und sich dabei im eingefühlten Stil in die Täter versetzt. Im öffentlichen Sturm der Entrüstung wurde vorgegeben, man oder irgendwer könnte Jenninger so wie ein Dummkopf falsch verstehen oder hätte ihn so wie ein Dummkopf falsch verstanden, wenngleich offenkundig war, wie seine Rede zu verstehen war.

## 5. Stilisierung

In älteren Stilistiken und Stiltheorien erscheint Stil zwar schon als etwas, das man als Individuum lernen und verbessern kann, aber im Großen und Ganzen doch eher wie etwas Vorfindliches. Stile existieren in Texten oder haften Texten irgendwie an. Sie sind

nichts, was bewusst gemacht wurde, nichts, wofür ein Autor verantwortlich ist und verantwortlich gemacht werden kann. Der kommunikative Stilisierungsansatz hingegen versteht sich dynamisch. Stil wird gemeinsam von den Kommunikationsteilnehmern geschaffen und in jeder Phase *up to date* gehalten. Es geht um „die Repräsentation, Induzierung, Inszenierung etc. sozial typisierter und interpretierter Sinnfiguren in der Interaktion“ (Selting/Hinnenkamp 1989, 9).

Rather than simply applying pre-fabricated styles, speakers actively construct communicative styles as dynamic, flexible and alter(n)able linguistic structures [...]. These styles are constructed and interpreted as contextualization cues in relation to contextual stylistic norms and expectations as well as to fit the recipient design for the particular recipient(s) and their reactions in the context of social interaction. (Selting 1999, 2)

Wesentlich für diesen Ansatz sind also:

- Stil ist dynamisch.
- Stil wird interaktiv hergestellt.
- Stil wird konstituiert in Interaktion durch Produzent und Rezipient.
- Stil basiert auf Deutungsschemata.

Sich stilisieren und stilisiert werden sind nicht nur in der medialen Welt und öffentlicher Darstellung relevant. In jedem alltäglichen Gespräch findet Stilisierung statt (Günthner 2002). Schulz von Thun geht davon aus, dass Menschen typischerweise unterschiedlich kommunizieren oder bei verschiedenen Anlässen, mit verschiedenen Partnern unterschiedlich kommunizieren. Er typisiert die Unterschiede und spricht von Kommunikationsstilen und kreiert deren acht (Schulz von Thun 2003):

- (1) Der bedürftig-abhängige Stil
- (2) Der helfende Stil
- (3) Der selbst-lose Stil
- (4) Der aggressiv-entwertende Stil
- (5) Der sich beweisende Stil
- (6) Der bestimmend-kontrollierende Stil
- (7) Der sich distanzierende Stil
- (8) Der mitteilungsfreudig-dramatisierende Stil.

Gemäß seiner Grundannahmen geht er davon aus, dass diese Kommunikationsstile neben dem Inhaltsaspekt (dem *Was?*) einer sog. Nachricht zum Ausdruck kommen. Allerdings scheint dieses Konzept überzogen, wie sich schnell zeigt, wenn man es auf x-beliebige Äußerungen anwenden will. Dann fällt es schwer, die verschiedenen Aspekte zu formulieren. Mindestens müsste in solcher Art Analysen unterschieden werden zwischen dem illokutionären Akt und dem kollokutionären Aspekt eines Sprechakts und eben dem, was zum Ausdruck gebracht wird, und dem, was zum Ausdruck kommt. Denn nicht alles, was erschlossen wird, muss auch gesagt sein (Keller 1977, 15). Kommunikativ ist nur, was gesagt wurde.

Wir sprechen von Stilisieren ohne Komplement und meinen dann, dass eine Darstellung vereinfacht wird, zum Beispiel nur noch skizzenhaft oder mit wenigen Strichen, als geometrische Figuren. Die Stilisierung läuft nach dem *Weglass-und-Betonungsschema*. Man stilisiert sich selbst, indem man bestimmte Möglichkeiten hervorhebt und andere weglässt. Man wird stilisiert, indem bestimmte Möglichkeiten hervorgehoben und andere

Wir sprechen von Stilisieren mit einem Komplement als *stilisieren zu* oder *stilisieren als*. Die Stilisierung braucht sozusagen Modelle, zum Beispiel der tragische sportliche Held oder die verwirrte Psychopathin, der Nazi oder die Alleswisslerin. Wir finden sie in einer kleinen Sammlung von Redeschnipseln, worin manche fehlenden Subjekte leicht zu ergänzen sind:

das Kopftuch soll nicht zum Symbol des Islam stilisiert werden  
 die DDR stilisierte sich als Staat des Antifaschismus  
 dass Mexiko zum Hort des Bösen stilisiert wird  
 Else Lasker-Schüler stilisierte sich gelegentlich als Mann  
 Nietzsche stilisiert sich als Antichrist  
 indem er sich selbst zum Märtyrer stilisiert  
 den Täter zum Opfer stilisiert  
 stilisieren sich rückblickend zu Opfern  
 stilisieren ihn zum enfant terrible der Weltpolitik oder gar als Bösewicht schlechthin  
 stilisiert sich medienwirksam als Kämpfer  
 stilisiert sich als erfahrener Steuermann  
 stilisierte ihn zu einem Mythos  
 stilisierte sich als Dandy  
 stilisierte den Kampf als inneres Erlebnis  
 stilisierten ihn die Feuilletons zur Erlöserfigur  
 stilisiert sich Hitlers einziger weiblicher Günstling noch heute als naive Unschuld  
 wird die Wahl des Vize traditionell zum Großereignis stilisiert  
 dass er das Scheitern seiner Regierung 1994 zum Staatsstreich stilisiert  
 stilisierten ihren Krieg als Kreuzzug

Abb. 69.2.

weggelassen werden. So hat Stilisierung viel mit Stereotypisierung zu tun. In der Rede über Stilisierungen werden – wie in der Rede über Stil – Bezeichnungen partieller Ganzheiten eine Rolle spielen: Jemand redet wie. Wer sich stilisiert oder stilisiert wird, stilisiert sich oder wird stilisiert als ... So redet die Leiterin einer Katzenpension über die ihr anvertrauten Katzen wie eine Mutter über ihre Kinder. Oder Sie reden wie ein ‚Computerspezialist‘ oder ein ‚Börsenfreak‘, wie ein ‚Sportsfreund‘ oder ‚Verwaltungsheini‘.

Solche Modelle mögen allgemein bekannte und so verstandene Typen sein oder bestimmte Personen: Märtyrer, Opfer, Freiheitskämpfer. Es mögen auch Stereotypen, Ereignisse, Rollen oder Konstellationen (‚Hausdrache‘ und ‚Hampelmann‘) sein. Sie sind in der Regel zu fassen als ein Konglomerat von Merkmalen. So heißt es in der praktischen Anwendung in der Wirtschaft:

Bei der Stilisierung werden relevante und den eigenen Führungsstil prägende Merkmals-eigenschaften verdichtet und in gesteigerter Form inszeniert, um Autorität, Professionalität, Originalität, Beliebtheit, Lebendigkeit usw. zu präsentieren und nach außen darzustellen.

(Neubert 2005)

Die Benennungen sind zwar plakativ und globalisierend, die Kommunikationsstile bieten aber durchaus Ansatzpunkte für detailliertere Beschreibungen von Stilisierungen. Eine Voraussetzung wäre, dass nicht nur exemplarische Äußerungsbeispiele gegeben werden, sondern jeweils vollständige Kommunikationen beschrieben werden, die dann nicht mehr mit einem plakativen ‚Label‘ belegt werden könnten. Denn letztlich muss jeder einzelne



Text, jede einzelne Kommunikation untersucht und auf spezifische Details abgeklopft werden. Welche Eigenheiten dann kommunikativ relevant sind, muss in detaillierter Interpretation argumentativ gerechtfertigt werden.

Ein gelungenes Beispiel der Analyse von Stilisierung liefert Holly mit dem veröffentlichten *Neuen Notizbuch* des Journalisten Johannes Gross (Holly 2001). Ausgehend von einem Label wie „gehobener Stil“ analysiert er akribisch den Text und die sprachliche Selbstdarstellung zum Zweck sozialer Positionierung und zeigt, wie Gross in indirektem Vorgehen Selbstdarstellung inszeniert.

Die Stilisierung spielt sich zunächst auf der lexikalischen und syntaktischen Ebene ab, wo kaum eine Gelegenheit zum besonderen, zum ‚markierten‘ Ausdruck ausgelassen wird. Die Liste der bildungssprachlichen und archaisierenden Wörter ist umfangreich und umfasst alle Wortklassen: Substantive wie *Herzenshärte, Lebensattheit, Schlechtigkeit, Erdkreis, Hinterschied, Klugmeiereien, Degout, Gemeng, Honettetät*; Verben wie *anheben, einhertreten, stillestehn, ziemen, sich (im Gespräch) ausgeben*; Partizipien wie *beigewohnt, encadriert, auferbaut*; Adjektive wie *bös, generös, famos, vorfristig, fortwährend, anmutig, ungezogen, mancherlei, kirchgängerisch*; Ortsadverbien wie *hierzuland(e)/hierzuland, anderwärts, manchenorts, allenthalben*; Zeitadverbien wie *zuweilen, allweil, vormals, vordem, jüngst, dermaleinst*; das bevorzugte Satzadverb ist *gewiss(lich)*, als Gradpartikel fungiert häufig *vornehmlich*, auch *gottlob* und *gemach* finden sich. Dazu werden im Kontrast, wenn auch nur selten, Jargonausdrücke und Umgangssprachliches wie *Staatsknete* oder *abstauben* gesetzt, lieber aber Elemente ‚gehobener regionaler Umgangssprache‘ wie *dusslig, Schnick-Schnack, Rotspon* oder *sich einen Deibel um etw. scheren*. Natürlich fehlen auch klassische Marker von Bildungssprache wie gesuchte Fremdwörter (*Faktion*) nicht, oder Fremdsprachliches, das unübersetzt bleibt (*Memorial Services are the cocktail parties for the oversixties*. Kommentar dazu: *And the obituaries their gossip columns*. [564]), besonders immer wieder Lateinzitate (*praesente medico* [542]). Auch die üblichen morphologischen Archaismen (*ward* statt *wurde, worinnen* statt *in dem*) werden geboten, dazu syntaktische Archaismen wie afinite Relativsätze, kapriziöse Nominalisierungen mit Linkseinbettungen (*nach endlich bewirkter Zahlung, bei einer brauchtümlichen Weinfestlichkeit*), veraltete Präpositionsfügungen (*für altmodisch gegolten*) und vorangestellte Genetivattribute (*des Konfuzius Erinnerung*). All dies gehört zum Repertoire eines konservativen bildungssprachlichen Stils. (Holly 2001, 431)

Dazu noch eine köstliche Kostprobe:

Einen der wenigen schönen Sommertage hatte sich Dolf Sternberger ausgesucht, zu einem Frühstück unter Männern einzuladen; zwei Tage vor seinem Achtzigsten. Der edle Greis, wie immer von gravitätischer Anmut, endete sein Begrüßungswort mit der Bemerkung von Sir Thomas Browne im *Urne Burial*: The long habit of living indisposes us for dying. (Holly 2001, 436)

Einige systematische Punkte dieser Stilisierung sind:

- Der gesellschaftliche Rang spiegelt sich allein schon in den Schauplätzen.
- Die aktuelle Familie erscheint in mondäneren Zusammenhängen.
- Die Entfaltung von Liberalität und Toleranz, hier besonders „in eroticis“ geübt, gehört zum großbürgerlichen Habitus.
- Den erfolgreichen Weg zum prominenten Journalisten illustrieren zahlreiche Erwähnungen („name dropping“) von persönlicher Bekanntschaft mit Spitzen der Medienwelt, von ausgewählten Politikern, Unternehmern und Börsianern und Künstlern.

Durch derartige Stilisierungen hebt Gross sich über den gewöhnlichen Journalismus hinaus in den Rang eines *bedeutenden Publizisten*.

Zur Inszenierung von Bildung dient die Vorführung breitgefächerter Kenntnisse in philosophischen, theologischen, historischen, naturwissenschaftlich-medizinischen, politisch-wirtschaftlichen, literarischen, musikalischen und Dingen der Bildenden Künste:

- Kommentare zu üblichen Goethe- und Schiller-Zitaten
- Gross stilisiert sich in zahlreichen Anmerkungen zu Essen, Trinken, Kleidung und (kommunikativem) Verhalten als *arbiter elegantiarum*.
- Distanzierungsarbeit wird nahezu permanent sichtbar in der Darstellung der anderen, *der anderen Leute*, der *Mitmenschen*.

Mit der Hochwertung von Bildung korreliert die Häufigkeit des Verdikts *Dummheit*. Es wird viel über die Dummheit der anderen geredet. Ein Fall der Selbststilisierung über Fremdstilisierung. Stilisierung muss nicht bewusst sein. Dennoch ist sie Teil der Person. Auch die ‚graue Maus‘, auch der *Default* ist Stilisierung, die man oft nicht erkennt oder erst später. So weit das Beispiel.

Die Methode, die man in solchen Analysen befolgen kann, skizziert Selting (1999, 9) so:

- Intuitiver Beginn: Welcher holistische Stil ist zu erwarten, zu erkennen?
- Strukturelle Analyse: Welche auffälligen sprachlichen Merkmale?
- Funktionale Analyse: Was wird bewirkt in der Interaktion?
- Bewährt sich die Deutung vor dem Hintergrund der Reaktionen der Beteiligten?

Die methodische Vorführung liefert uns eine mögliche Basis der Betrachtung unter Gesichtspunkten der kommunikativen Moral, wie sie in der Darstellung immer schon anklagen. Zum Schluss ein paar Fragen und Thesen:

- Jeder darf sich stilisieren. Sei es als Held oder weibliches Opfer. So sehen wir, wer er ist. Dies gilt sogar für Selbststilisierung über Fremdstilisierung (die Dummheit der anderen).
- Als was darf man stilisieren: sich oder andere? Eine Grenze ziehen natürlich Gesetze und Diskriminierungen; Verletzungen der Menschenrechte, Gewaltverherrlichung unterliegen der allgemeinen Moral (Frank 1996; Zimmermann 1996). Eine Heavy-Metal-Stilisierung etwa oder Gothic wird durchaus als problematisch gelten, sind hier doch Gewaltausstellung bis zu Gewaltverherrlichung nicht zu übersehen.
- Auch gewaltträchtige Sprache stellt Gewalt aus und mag Gewalt erzeugen. Hier ist zwar eine haltbare Deutung die Voraussetzung moralischer Kritik. Aber scharf machender oder auch dramatisierender Journalismus hat vor dem moralischen Auge kaum Bestand.

Die Grenze zieht auch hier die kommunikative Moral, setzen auch hier Lüge und Täuschung. Dies gilt insbesondere für Fremdstilisierungen, wie sie in den Medien gang und gäbe sind. Auch Journalisten, die wahrheitsgetreu berichten wollen, müssten sich fragen:

- Woher weiß ich das?
- Wieso ist das berichtenswert?
- Wieso dies und nicht das?

Möglicherweise kann man sogar fragen, ob man sich stilisieren lassen darf und als was. Nutznießer medialer Fremdstilisierung kommen genau so in die Verantwortung wie die Stilisierer.

Der skeptische Rezipient ist aber immer gewappnet mit dem Slogan: *Sprich, dass ich dich sehe!*

## 6. Literatur (in Auswahl)

- Alston, William P. (1964): *Philosophy of Language*. Englewood Cliffs N. J.
- Arntzen, Helmut (1964): Sprachkritik und Sprache in der Wissenschaft. In: Friedrich Handt (Hrsg.): *Deutsch – Gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land*. Berlin.
- Bally, Charles (1951): *Traité de stylistique française*. Genève/Paris.
- Bergsdorf, Wolfgang (1985): Über die Schwierigkeit des politischen Sprechens in der Demokratie. In: Rainer Wimmer (Hrsg.): *Sprachkultur. Jahrbuch 1984 des Instituts für deutsche Sprache*, Düsseldorf, 184–195.
- Beutin, Wolfgang (1976): *Sprachkritik – Stilkritik. Eine Einführung*. Stuttgart.
- Bickes, Hans (1995): Kann denn Sprache Sünde sein? In: Gerhard Stickel (Hrsg.): *Stilistik. Jahrbuch 1994 des Instituts für deutsche Sprache*, Berlin, New York, 397–404.
- Bloomfield, Leonard (1933): *Language*. New York.
- Brandt, Willy (18. Januar 1973): Regierungserklärung des zweiten Kabinetts. Brandt/Scheel. (<http://library.fes.de/library/netzquelle/ostpolitik/1970er.html>, 22. 7. 2008)
- Bucher, Hans-Jürgen (1990): Von der Last des reflektierten Sprachgebrauchs oder die Sprache des unbeholfenen Antifaschismus. Sprachwissenschaftliche Anmerkungen zur Debatte um die Jenninger-Rede zur sogenannten „Reichskristallnacht“. In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 21, 27–39.
- Bülow, Edeltraud (1972): *Kommunikative Ethik*. Düsseldorf.
- Cherubim, Dieter (1983): Sprachentwicklung und Sprachkritik im 19. Jahrhundert. Beiträge zur Konstitution einer pragmatischen Sprachgeschichte. In: Thomas Cramer (Hrsg.): *Literatur und Sprache im historischen Prozess. Vorträge des Deutschen Germanistentages Aachen 1982*. Bd. 2: *Sprache*. Tübingen, 170–188.
- Dieckmann, Walther (Hrsg.) (1989): *Reichthum und Armut deutscher Sprache. Reflexionen über den Zustand der deutschen Sprache im 19. Jahrhundert*. Berlin/New York.
- Enkvist, Nils Erik (1973): *Linguistic Stylistics*. The Hague.
- Falkenberg, Gabriel (1982): *Lügen. Grundzüge einer Theorie sprachlicher Täuschung*. Tübingen.
- Fellows, Otis E./Stephen F. Milliken (1972): *Buffon*. New York.
- Fiehler, Reinhard (1997): Kommunikation im Alter und ihre sprachwissenschaftliche Analyse. Gibt es einen Kommunikationsstil des Alters? In: Margret Selting/Barbara Sandig (Hrsg.): *Sprech- und Gesprächsstile*. Berlin/New York, 345–370.
- Flaubert, Gustave (1980): *Correspondance II (juillet 1851–décembre 1858)*. Hrsg. v. Jean Brueneau. Paris.
- Frank, Karsta (1996): Political Correctness: Ein Stigmawort. In: Hajo Diekmannshenke/Josef Klein (Hrsg.): *Wörter in der Politik*. Opladen, 185–218.
- Goodman, Nelson (1949): The Logical Simplicity of Predicates. In: *Journal of Symbolic Logic* 14 (1), 32–41.
- Goodman, Nelson (1984): *Weisen der Welterzeugung*. Frankfurt a. M.
- Grice, H. Paul (1975): Logic and conversation. In: Peter Cole/Jerry Morgan (eds.): *Syntax and Semantics. Volume 3, Speech Acts*. New York.
- Günthner, Susanne (2002): Stimmenvielfalt im Diskurs. Formen der Stilisierung und Ästhetisierung in der Redewiedergabe. (<http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2002/heft2002.htm>, 13. 7. 2008)
- Hegel, Georg Friedrich Wilhelm (1964): *Vorlesungen über die Ästhetik*. Bd. 1. hrsg. v. Heinrich Hotho. Stuttgart-Bad Canstatt.
- Heringer, Hans Jürgen (1990a): „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort“. *Politik, Sprache, Moral*. München.
- Heringer, Hans Jürgen (1990b): *Über die Mannigfaltigkeit der Lügenbeine*. Mannheim.
- Heringer, Hans Jürgen (1989): Die Parzival-Maxime: Ein Baustein der kommunikativen Ethik. In: *Sprachreport 1*, IDS. Mannheim.

- Hinnenkamp, Volker/Margret Selting (Hrsg.) (1989): Stil und Stilisierung. Tübingen.
- Holly, Werner (2001): „Gehobener Stil“ als sozialer Stil. „Das neue Notizbuch“ von Johannes Gross als Textbeispiel. In: Eva-Maria Jakobs/Annely Rothkegel (Hrsg.): Perspektiven auf Stil. Tübingen, 423–441.
- Hough, Graham (1969): Style and Stylistics. Concepts of Literature. London.
- Jogschies, Rainer (1988): Aus dem neuen Wörterbuch des Gutmenschen. Eichborn.
- Kainz, Friedrich (1972): Über die Sprachverführung des Denkens. Erfahrung und Denken. Schriften zur Förderung der Beziehungen zwischen Philosophie und Einzelwissenschaften. Bd. 38. Berlin.
- Kraus, Karl (Juni 1921): Die Sprache. Nicht einmal! Nachdruck 1962. München.
- Kraus, Karl (1899 ff.): Die Fackel. Nachdruck 1969. München.
- Neubert, Hansjörg: Kunst und Ethik unternehmerischer Führung – eine selbstreflexive Annäherung. (<http://www.outplacement-news.de/nr24/index.php3?function=view&id=79>, 18. 2. 2005).
- Nietzsche, Friedrich (1886): Menschliches, Allzumenschliches II. Bd. 2. Chemnitz.
- Pascal, Blaise (1965): Les Provinciales. Paris.
- Pickford, Cedric E. (1978): Buffon. Discours sur le style. A Facsimile of the 1753 12mo Edition.
- Polenz, Peter von (1973): Sprachkritik und Sprachnormenkritik. In: Gerhard Nickel (Hrsg.): Angewandte Sprachwissenschaft und Deutschunterricht. München, 118–167.
- Polenz, Peter von (1989): Verdünnte Sprachkultur. Das Jenninger-Syndrom in sprachkritischer Sicht. In: Deutsche Sprache 17, 289–316.
- Quintus Horatius Flaccus (1989): Ars Poetica. Die Dichtkunst. Lateinisch/Deutsch. Übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Eckart Schäfer. Stuttgart.
- Rorty, Richard (1989): Kontingenz, Ironie und Solidarität. Frankfurt a. M.
- Russell, Bertrand (1986): The collected papers. London.
- Saße, Günter (1977): Sprache und Kritik. Untersuchung zur Sprachkritik der Moderne. Göttingen (= Palaestra 267).
- Schopenhauer, Arthur (1972): Parerga und Paralipomena II. Züricher Ausgabe Werke in zehn Bänden. Bd. X, Zürich.
- Schulz von Thun, Friedemann (2003): Miteinander reden. Bd. 2: Stile, Werte und Persönlichkeitsentwicklung. Differentielle Psychologie der Kommunikation. Reinbek.
- Selting, Margret (1999): Communicative Style. In: Jef Verschueren u. a. (eds.): Handbook of Pragmatics. Amsterdam, 1–24.
- Selting, Margret/Volker Hinnenkamp (1989): Einleitung: Stil und Stilisierung in der interpretativen Soziolinguistik. In: Volker Hinnenkamp/Margret Selting (Hrsg.): Stil und Stilisierung. Tübingen, 1–27.
- Sternberger, Dolf/Gerhard Storz, Wilhelm E. Süskind (1968): Aus dem Wörterbuch des Unmenschen. Hamburg.
- Ullmann, Stephen (1972): Sprache und Stil. Aufsätze zur Semantik und Stilistik. Tübingen.
- Wimmer, Rainer (1990): Maximen einer kommunikativen Ethik – ihre Begründung und ihre Anwendung in der Praxis. In: Karl Ermert (Hrsg.): Sprachliche Bildung und kultureller Wandel. Loccumer Protokolle 56, 129–172.
- Wittgenstein, Ludwig (1969): Tractatus logico-philosophicus. In: Ludwig Wittgenstein: Schriften 1. Frankfurt a. M.
- Wittgenstein, Ludwig (1969): Philosophische Untersuchungen. In: Ludwig Wittgenstein: Schriften 1. Frankfurt a. M.
- Zimmermann, Rüdiger (1996): Gewalt in der Sprache und durch Sprache. In: Hans-Joachim Diekmannshenke/Josef Klein (Hrsg.): Wörter in der Politik. Opladen, 103–121.

*Hans Jürgen Heringer, Augsburg (Deutschland)*